

ST. VEIT

Hans von der Sann (Johann Krainz) veröffentlichte 1892 ein liebenswürdiges Büchlein „Andritz und Umgebung“. Darin sagt er: „Die Reihe der Pfarrherrn von St. Veit läßt sich, wenn auch nicht vollständig, bis in die früheste Zeit verfolgen. 1226 schon wird ein Johann als ehemals Pfarrer in St. Veit genannt“. Man wäre erst versucht zu glauben, daß hier eine Verwechslung mit St. Veit am Vogau, dessen Kirche schon 1163 erwähnt wird, oder St. Veit an der Glan, dessen Gotteshaus bereits 1131 beglaubigt ist, vorliegt. Er schreibt aber an anderer Stelle, daß hier unser St. Veit gemeint sei, nennt

auch gleich um 1239 einen Otto plebanus Sti Viti, „der Stadtpfarrer von Graz wurde“. Ein Otto von Liechtenstein war tatsächlich von 1239 an Pfarrer von St. Gilgen. Da nach diesem Gewährsmann Andritz um 1266, Neustift 1202, Statteggar schon um 1192 beglaubigt ist, darf man ruhig annehmen, daß sich in dieser Gegend, die pfarrlich nach St. Ägydus gehörte, schon im 13. Jahrhundert ein wenn auch unselb-



Abb. 63. Alt-St. Veit um 1635

nicht angegeben hat. Zweifelsfrei gesichert ist der lieblich gelegene Pfarrort am Nordrand des Grazer Beckens im 14. Jahrhundert — im Zusammenhang mit den wohlthätigen Eignern der schon 1404 als „öde Wüste“ bezeichneten Burg zu seinen Häupten, den Stattegern. Damals ein einflußreiches Geschlecht. Ludwig von Stadeck ward 1226 Abt von Rein, laut Nekrolog der siebente des Stiftes. Er ward 1244, von Papst Innozenz IV. im Verein mit den Äbten von Heiligenkreuz und Zwettl beauftragt, die Voraussetzungen zur Gründung eines Bischofsitzes in Wien zu erkunden; ein Rudolfus de Stadeck ist mit seinem Bruder Erchenger von Landeser 1197 zu Wien Zeuge einer Schenkung Herzog Leopold IV. an Stift Heiligenkreuz, Rudolf II. von Stadeck war gar Liederdichter und Minnesänger, 1261 mit Ulrich von Lichtenstein Assistent einer Gerichtsverhandlung zu Marburg; in der Zeugenreihe rangiert der Stadecker vor dem Lichtensteiner, an allererster Stelle.

Am 9. Juli 1374 nun taten Rudolf und Hans von Stadeck ihre Stiftung zu Gunsten der Kirche von St. Veit. Sie widmeten dem Pfarrer Peter einen „ackher gelegen pey sand Veyt hinder Ober Endercz“, genauer, sie verzichteten auf das Geld, mit dem der Pfarrer das Grundstück gekauft hatte. Geliehen aber hatte es dem „Goczaws dacz

ständiger Seelsorger befand. Da St. Peter ständig mit dem Ehrentitel Erstes Vikariat genannt wird, würde diese Filiale noch höher ins Alter hinaufrücken. Jedenfalls weiß unser Autor mit Urkunden, deren Wortlaut er pedantisch korrekt zu zitieren pflegt, wohl umzugehen und so darf man es ihm doch wohl zutrauen, daß er richtig gelesen und wiedergegeben hat, wenn freilich es bedauerlich ist, daß er seine Quellen

sand Veyt" Leutold von Stadeck selig und des obgenannten Hannsen von Stadeck Vater. Somit rückt die Stadeckerstiftung und damit der Bestand des Gotteshauses noch um eine Generation zurück . . .

Rudolf und Hans stifteten also 1374 einen Jahrestag, eine gesungene und eine gesprochene Messe jährlich am Montag nach Oculi in der Fasten, 1385 widmete Hanns von Stadeck einen Zehent „auf der gegent an der Endricz an dem Gepürg“, damit Pfarrer Peter am Montag nach Allerheiligen alljährlich drei Messen lese und eine Vigilie halte. Jeden Sonntag aber solle er beim Gemeindegottesdienst für die Angehörigen des Geschlechts Gebete sprechen, „pitten — am Leker“. In der ersten Stiftung hieß es am „Lekker“. Auch in der Stiftung des Peter von Losenstein 1380 ist die Jahresbitte „auf dem Lekker“ vorgeschrieben. Das ist am Lettner. Ich habe aus drei von einander unabhängigen Quellen in der romanischen und gotischen Ägydiuskirche eine zweigeschossige Lettneranlage nachgewiesen; wir sehen, daß solch ein Laienaltar mitten am Eingang zum Presbyterium sich auch in der jedenfalls nicht sehr geräumigen Dorfkirche fand. Er stand noch bis zum Jahre 1617. Denn wir lesen in der Erledigung der Visitation 1617 zu St. Veit: „Altare medium prospectum Ecclesiae impediens omnino removeatur, der Altar in der Mitte, der den Vorblick in die Kirche hindert, möge zur Gänze abgetragen werden.“

Wir lesen weiter: Das Bild dieses (Altars) möge am rechten Seitenaltar, die Mensa aber am Hochaltar angebracht werden. Das besagte Bild ist zweifellos noch in der Kirche zu sehen, rechts am Seiteneingang, gegenüber dem Kreuzaltare. Dieses hat, wie auch die Pfarrchronik bestätigt, im Auge P. Johannes Macher in seinem Graecium, wenn er rühmt: Die Kirche, von der aus man den „Giganten der steirischen Berge“, den Schöckl, sieht, besitzt einen schönen Triumph des Alters an einem Bild, an Fragmenten eines alten Altars, in fragmentis arae veteris.“ (Der Druckfehler veterit ist selbst in die Pfarrchronik übernommen worden.) Sie sind, obwohl vom Maler numeriert, nicht in der richtigen Ordnung zusammengestellt. Reihe 1 — 6 läuft nicht oben, sondern unten. Auch die trennenden Goldleisten sind nicht ursprünglich, sie verdecken am Rande bis zu zwei Buchstaben. Die Abgrenzung geschah also von Anfang an wie an Fastentüchern, durch einen Farbstreifen. Schreibweise wie Darstellung bezeugen gleichermaßen, daß die Gemälde nicht aus der Gotik stammen, sondern höchstens aus der Frührenaissance. Wenn also Fragmenta altaris veteris, haben sie im sechzehnten Jahrhundert eine ältere Darstellung verdrängt. Universitätsbibliothekar Dr. Kern kam nach Untersuchung des Textes, seiner Letternform und Sprachelemente, zumal gewisser Abkürzungen zu dem Schluß, daß die Tafel aus den Jahren 1570 — 1590 stamme. Über das Alter der Kirche sagt Macher: Gottesdienste, liturgiae, sind schon gestiftet im Jahre 1300. Es handelt sich zweifellos um ältere, verloren gegangene Stiftbriefe der Stadecker. Das Bild aber zeigt in zwölf Tafeln das Leben des Kirchenpatrons. Wir bringen den treuerherzigen Text im Mosaik, vier Bildteile auf Tafel 64. Die „Handlung“ dieser anmutigen Bilderbibel, beginnt also mit 1 links unten.

Der Visitationsbericht 1617 bezeugt ferner, daß die gotische Kirche St. Veit ein Sakramentshäuschen hatte; vom Hochaltar wird gesagt, daß er noch ungeweiht sei, er möge also baldmöglichst konsekriert und an der linken Seite ein wenig vorgerückt werden; die Spitzen, *cus p i d e s*, über dem Altarbild sollen entfernt werden, damit das darüber angebrachte Kruzifix emporragen könne. Die *Cuspides* waren wohl die Fialen des Gesprenges über dem — Flügelaltar. Die alte Kirche selber ist klein aber deutlich zu sehen auf dem Stich von Wenzel Hollar 1635. Die typische gotische Dorfkirche mit dem hohen Dachfirst und schlanken Spitzturm. (Abb. 63.) Wieviele, welche Altäre die Kirche beherbergte, konnte ich nicht in Erfahrung bringen. Nur soviel: 1535 weihte hier Bischof Philipp Renner von Lavant zwei Altäre, 1628 Bischof Jakob Eberlein einen

Altar zu Ehren der Heiligen St. Veit, Modestus und Krescentia. Das war zweifellos der Hochaltar. Zur Seite des Titelpatrons waren also wohl auch schon in der gotischen Zeit Modestus und Krescentia gemalt oder geschnitzt. Nun sind sie durch die Pesthüter Rochus und Sebastian abgelöst.

Der Pfarrhof ist laut Portalinschrift 1475⁷ erbaut worden. 1655 machte die Steirische Landschaft zu seiner Renovierung oder seinem Umbau eine Zuwendung. Gleichzeitig oder bald darauf schritt man zum Neubau der Kirche. (Tafel 62.) 1662 wurde sie geweiht. Das Protocollum berichtet wohl in diesem Jahre die Weihe der Kirche zu Vorau mit acht Altären. Von St. Veit schweigt es. Versehen des Protokollanten? Ward sie vom Erzbischof geweiht, vom Abt von St. Lambrecht oder vom Stadtpfarrer und Erzpriester? Der Lokalausweis beweist, daß man den mächtigen gotischen Turm — bis zum Drittgeshoß weist er noch die kleinen schießschartenartigen Rechteckfensterchen auf — stehen ließ und in die Anlage einbezog. Tiefer herein als in St. Peter. Steht dort der Turm zur Gänze außerhalb der Stirnmauer, so schiebt er sich hier vollständig in das Schiff hinein, so daß sein Untergeshoß eine geräumige Kapelle mit Diensten und Vierungsrippen bildet.

Wer hat die neue Kirche erbaut? Auch darüber schweigen die Quellen, die mir zu Gesicht kamen. Ich vermerke nur, daß Ordinariatsarchivar Dr. Othmar Wonisch auf den Stift Lambrechtischen Baumeister Domenico Sciassia rät. Aus zwei Gründen: Die räumliche Nachbarschaft mit St. Gotthard, dessen 1807 mutwilligerweise demolierte Kirche nachweisbar von Sciassia erbaut wurde. 1659 ward sie geweiht, just um die Zeit, als man in St. Veit mit dem Neubau Ernst machte. Zu dieser räumlich und zeitlichen Affinität, kommt aber eine in Einzelheiten weitgehende Ähnlichkeit mit gesicherten Bauten des Lambrechter Baumeisters. Das in St. Lambrecht befindliche Porträt des 1679 verstorbenen Meisters rühmt von ihm, daß er der Schöpfer der Gnadenkirche Mariazell, der Bibliothek von Stift Lambrecht und plurium aliorum aedificiorum Architectus, der Architekt vieler anderer Bauwerke war. Dehio nennt an solchen außer den bereits erwähnten: Das Grazer Joanneum, seinerzeit Stiftshof St. Lambrechts, das Langhaus der Stadtpfarrkirche Judenburg, die Klosterkirche Mautern, die Filialkirche St. Sebastian von Mariazell und die Dekanatskirche Köflach. Das Propsteigebäude von Aflenz und das Schloß Piber seien im Stile Sciassias erbaut. Also Vergleichsobjekte in erklecklicher Anzahl. Im Falle Köflach, das noch das Rechnungsbuch des Kirchenbaues verwahrt, ist die Autorschaft D o m e n i c o s Sciassia fraglich. Die „reromanisiert“ gekuppelten Fensterbogen mit dem kreisrunden „Maßwerk“ darüber, sind erst 1871 — 1872 neugestaltet worden, ursprünglich besaß die Kirche wohl die nüchternen aber für die Renaissance charakteristischen rechteckigen Fensteröffnungen. Der kreuzförmige Grundriß, über dem Balkenschnittpunkt die breite aber flache Kuppel, die innerhalb des Dachbodens bleibt, die weite Halle, die ausgesprochene Großraumbetonung lassen an Dr. Wonisch' Zuschreibung kaum einen Zweifel.

Großzügig war der Erbauer der wirkungsvollen Wandpfeilerkirche, hochherzig handelte auch der Bauherr, Pfarrer Johann Baptist Abbt, wohl ein Verwandter des Erzpriesters Dr. Jakob Abbt, der 1641 die Stadtpfarrkirche im Renaissance-Stil umgestaltete, ein Schwabe aus der Diözese Eichstätt. Als Stadtpfarrer Mejakh 1687, also 25 Jahre nach der Vollendung der Kirche St. Veit, „von Lehenschafft wegen mit dem Vogthern, als von Ihro Fürstlichen Gnaden den von Eggenberg deputierten Agent und Verwalter die Kirchenraittung aufgenomben“, stellte es sich heraus, daß man Pfarrer Johann Abbt noch einen „Raitrest auff das Kirchen- gepäu“ von 1467 fl 25 kr schulde. Der Pfarrer verlangte aber die stattliche Summe nicht zurück, sondern legte noch 123 fl 34 kr „in Baarem hinzu“. Er wolle es so „in perpetuum gern angelegt“ haben. Die Amtsnachfolger sollten dafür „in perpetuum obligiert sein“, an allen Samstagen und Vorabenden von Marien-

festen eine Litanei zu halten. Aus dem Jahre 1669 ist ein Ablaßbrief erhalten, den Papst Clemens IX. der hiesigen Bruderschaft unter dem Titel St. Veit, beide Geschlechter umfassend, zukommen ließ. Der Ablaß ward den Mitgliedern zuerkannt, wenn sie am Feste Mariä Reinigung nach dem Sakramentenempfang „Kirche, Kapelle oder Oratorium“ besuchen. Sie hieß auch „Bruderschaft von dem Ewigen Licht“. Die Mitgliedsblätter tragen einen Stich, auf dem die Immakulata und der Kirchenpatron auf Wolken knien, über ihnen eine Monstranze mit Weihrauchfässer schwingenden Engeln, unter ihnen arme Seelen im Fegefeuer.

Einen Schatz besitzt die Kirche in ihrem Hochaltarbild Martyrium des hl. Vitus. Es stammt von keinem Geringeren als von Hans Adam Weißenkirchner, sein frühest signiertes Werk, vom Jahre 1680. Fürst Seyfried von Eggenberg hatte es auf seinem Schloß malen lassen und schenkte es seiner Vogteikirche. Das Bild (Tafel 65) scheint in späterer Zeit nicht eben glücklich übermalt worden zu sein. Einige Partien seitlich, zumal unter der Engelgruppe, sind so abgedunkelt, daß man die Vorgänge nicht sehen kann, sondern erraten muß. Auch die drei Lichtstreifen rechts sind nicht ein Fehler der Platte, sondern sind am Gemälde „angebracht“. Vielleicht ist die Leinwand muldig verzogen ... Trotz dieser Mängel doppelt licht und leuchtend steht der gotterfüllte Jüngling in seinem Olkessel, an dem zumal der Lichtreflex an der rechten Innenwand glücklich wiedergegeben ist. Das von der Ephebengestalt ausstrahlende Licht scheint sich selbst in die Himmelsregion zu ergießen und die beiden Engel, die mit dem Kranze in den Lüften harren, anzsilbern. Welch ein himmelhoher seelentiefer Unterschied zwischen dieser und der analogen Darstellung auf dem Bildzyklus des Alten Altares. Man merkt, ihr Meister ist durch die Schule der Italiener gegangen und hat ihr leuchtendes Kolorit, ihre klug verteilte Staffage, ihre durchgeistigte Szene, ihr in hellerer Sonne ausgereiftes Künstlertum als Unverwischbares und Unverlierbares über die Alpen getragen.

Die Figuren des Hochaltars suchen die Wirkung der Apotheose zu heben. Sebastian steht, ein sieghafter Halbgott, nicht leidend sondern triumphierend am Pflock. Die etwas kreidige Inkarnation verstärkt grundsätzlich den Glanz, geht aber auf Kosten der Anatomie und damit der plastischen Wirkung. Zeitlich ginge er mit Echter Sebastian in der Kirche St. Johann und Paul zusammen, auch das bewußt Heldische im hochgereckten Haupt berührt sich, der überlange Oberschenkel, das stofflich nicht motiviert Knitterige des Lententuches im Bergkirchlein, sticht ungünstig ab von der freieren und gelösteren Haltung allhier. Merkwürdigerweise ist aber das Antlitz bei Echter ungleich durchmodellierter und sprechender als zu St. Veit. St. Rochus (Tafel 66) ist ausgeglichener, die Ökonomie der Gewandung beinahe beispielhaft, der Gesichtsausdruck überlegen verklärt. Magdalena auf den Gebälksvoluten eher liegend als sitzend, erinnert stark an dieselbe Heilige auf dem Rosenkranzaltar der Andräkirche, Barbara an die Frauengestalten beidseits des Hochaltars der Ursulinenkirche. Christus in der Dreifaltigkeitsgruppe dicht unter dem Gewölbe wirkt in seiner beinahe ungöttlich gequälten Haltung fast als stilistischer Fremdkörper. Krainz sagt übrigens, daß diese Partie unter Pfarrer Gödl architektonisch geändert wurde. Statt der gedrückten Säulen und breiten Gesimse sei der Halbbogen eingefügt worden. Wir bringen den Oberteil des Hochaltars in Abbildung 64, nicht so sehr ob der Statuen als der tüchtigen Tischlerarbeit an den gebälktragenden korinthischen Säulen.

In der alten Kirche weihte der Bischof von Lavant 1535 zwei Altäre, in der neuen Bischof Jakob Ernst Graf Lichtenstein 1732 gleich deren vier. Eine Gedenktafel im rechten Kreuzarm berichtet, daß die Konsekration auf Kosten der Pfarrgemeinde und unter Assistenz des Stadtpfarrers Kursky mit größter Feierlichkeit von statten gegangen sei; weder hier noch im Protocollum Ecclesiasticum sind die Altäre geson-

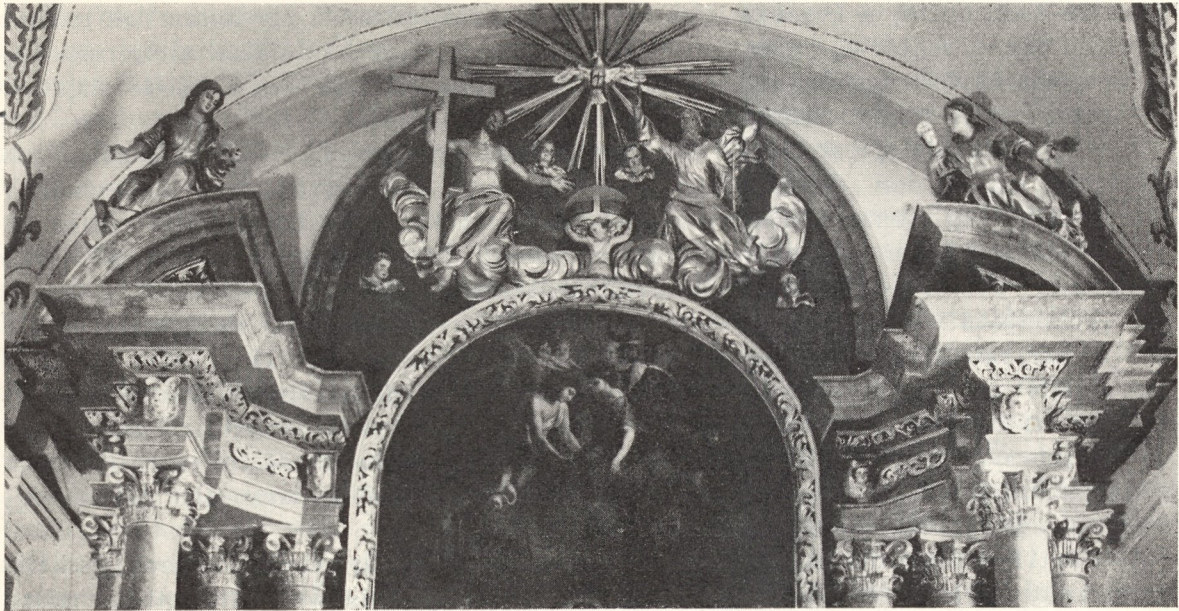


Abb. 64. Der Abschluß des Hochaltars

dert genannt; der Synodalbericht 1744 weist noch vier Altäre auf, der vom Jahre 1746 dazu noch einen neuen aber unkonsekrierten Altar der hl. Jungfrau und Märtyrin B a r b a r a. Er stand wohl im gotischen Turmgewölbe — sollte er erst jetzt errichtet worden sein oder wurde er in den früheren Berichten übersehen? Nach der Pfarrchronik sei der Altar unter dem Turmgewölbe der alte Hochaltar gewesen. Er wurde vor nicht langer Zeit abgetragen, Bestandteile wurden zur Errichtung eines hl. Grabes verwendet.

Am 22. Juli 1767 hatte nach Hanns von der Sann der Weltpriester Eustach von Clavinich der Kirche testamentarisch 600 fl vermacht. Von dem Gelde sollten zwei Seitenaltäre geschaffen werden. Sollte dies nicht geschehen, würde es den beiden Universalerben Katharina Gunzigerin und Theresia Eggerin zufallen. Nun seien kurz vorher — 1732? — zwei „sehr ansehnliche“ Altäre neu errichtet worden. Die Kirchenverwaltung fand also, daß eine Neuerrichtung eigentlich überflüssig sei. Die beiden Frauen verlangten nun die testierte Summe, waren aber schließlich zu einem Vergleich bereit, sie beließen der Kirche 400 fl, ihren Erhalt bestätigten die Kirchenpropste am 24. Juli 1786. Wurden also jetzt Altäre errichtet? Die beiden jetzigen Seitenaltäre, zu Ehren des Hl. Kreuzes und der hl. Familie?

Die Pfarrchronik findet, daß sie „nichts besonderes enthalten“. Diese Bescheidenheit ist in dem Fall nicht de praecepto. Sie sind zwar ungefaßt, nur „marmoriert“, aber gerade in dieser neutralen Färbelung kommt der betrübte Gesichtsausdruck, besonders aber das reiche Linienspiel der Gewandung voll zur Geltung. Die Mater Dolorosa, deren volle Formen an die Magdalena am Kreuzaltar zu Straßgang erinnern, zeigt in den flatternden Gewandwirbeln Umrisse, wie wir sie bei Veit Königer wiederholt finden, die ausgeprägte „Inselbildung“ am Knie des Spielbeines, noch mehr aber das reiche, wenn nicht überreiche Geleuge der Falten beim Lieblingssjünger (Tafel 67) verraten fortgeschrittene klassizistische Tendenzen. Über Königers Spätwerke liegt noch viel Dunkel — seit 1780 wissen wir von seinem Schaffen so viel wie nichts — von seinem Werkstattnachfolger Gagone kenne ich (mit Wastler) nur die Figuren des Alten Rathauses, jetzt an der Böschung des Wassergrabens im Stadtpark, dort ist aber die Faltenbildung ungleich sparsamer . . . Mit einem abschließenden Urteil muß ich also zurückhalten, denn die Nachsuche im Pfarrarchiv nach ersehnten Rechnungsbüchern zei-

tigte ein recht dürftiges Ergebnis. Das früheste beginnt mit 1769, für diesen Fall immerhin früh genug. Allein es findet sich nirgends ein Anhaltspunkt für eine Altarerrichtung und bei den übrigen Beschaffungen scheint der Rechnungsführer ein Gelübde abgelegt zu haben, keinen Künstlernamen zu nennen.

1769 werden Reparaturen an der Friedhofmauer, an drei „Freudhof Kapellen“ am Kirchgang und an den „Kirchenhütten“ vorgenommen; 1770 erhält der Tischlermeister von Grätz für die „gemachten Kirchenstühl“ 258 fl 24 kr; 4 Tischlergesellen hatten 88 „Feuer abend arbeit Stunden“ gewerkt, die Bauern 34 Fuhren Laden, Bauholz und „Stühlrost“ umsonst geführt, für „Trunckh und Brod“ wurden 10 fl 42 kr ausgegeben, die „Zaunhasen“ hatten 14 Tagwerke verrichtet; der „Mahler“ der Kirchstühle erhielt 100 fl, nur Hofschlosser Kitele tritt mit einer Verrechnung von 15 fl 12 kr aus der Anonymität heraus. 1776 ist die Friedhofmauer „völlig zusammen gefahren“, 1779 wurden bei der Frauen-Statue auf der Straße vier „verfaulte Säulen unterfahren“ — dort wurde eine Rundkapelle aufgemauert und eine an Königers Maria in Maria Grün gemahnende Immukulata aus Stein aufgestellt, 1778 das Meßnerhausgebäude „vollendet“, mehr ist aus den Folianten nicht heraus zu holen.

Um 1700 hatte der Blitzschlag die Kanzel zerstört. Es wurde eine neue beschafft, wohl nicht wie Hans von der Sann meinte, die derzeitige, die wesentlich jünger schon ins Rokoko hinübergreift, Dehio zeigt sie mit 1760 an. Eine Orgel wurde 1782 von dem „kunsterfahrenen Herrn Franz Schwarz, bürgerlicher Orgelbauer in Grätz“ um 500 fl geliefert. Sie besaß zwei Manuale und 16 Register; die jetzige beschaffte Pfarrer Lorenz Hosch 1907 um 7100 Kronen. Am Turme befanden sich um 1900 vier Glocken. Die Große, 973 kg schwer, wurde 1586 von Max Wening gegossen und trug den Namen des Pfarrers Christophorus Heis und der 11 Mitglieder der Pfarrgemeinde, die nach deren „Wil und Mainung“ die Glocke beschafft hatten; sie mußte 1942 abgeliefert werden, kam aber 1945 wohlbehalten zurück. Eine zweite, 1689 von „Methardus Reig“ geliefert, ward ob ihres anerkannten Wertes im ersten und zweiten Weltkrieg verschont. Knapp vor Ausbruch des ersten Weltkrieges spendete Kirchenpropst Andreas Schafzahl eine 2900 kg schwere „Pummerin“, um 11.800 Kronen, von Graßmayr in Innsbruck gegossen, sie mußte schon zwei Jahre später auf Nimmerwiedersehen den Turm verlassen. Zwei 1924 von dem heimischen Gießer Ernst Szabo gelieferte Glocken wurden 1942 einrückend gemacht. Als 1945 die Wening-Glocke wieder feierlich ihrer friedlichen Bestimmung zugeführt wurde, kehrten zur kirchlichen Dienstleistung auch zwei Glocken — von St. Gotthardt in der Turmstube ein. Sie waren seinerzeit von der Andritzer Maschinenfabrik erworben, nunmehr auf Ersuchen des rührigen Stadtpfarrers Dunkel der Pfarrkirche gewidmet worden.

Dem Turm wurde 1662 das oberste Geschoß aufgesetzt. Der geschmackvolle Helm mit der eleganten Silhouette stammt sicherlich aus späterer Zeit. Er hat Ähnlichkeit mit den laternendurchbrochenen Zwiebeltürmen der deutschen Baumeister Hueber und Stengg. Wann der Umbau geschehen ist, konnte ich nicht eruieren. 1842 fand ein letzter „Turmbau“ statt. Dafür wurden 3792 fl 29 kr ausgegeben. Ob es sich dabei nur um eine neue Bedachung oder doch auch um eine Änderung der Helmform handelte, ist aus dem Dokument — eine Spenderliste — nicht ersichtlich. Hanns von der Sann behauptet, daß der Turm damals erst „statt seines Spitzdaches die gegenwärtig noch ihn zierende Kuppel“ erhielt. Wenn dem so ist, dann hat eben der Baumeister die in der steirischen Landschaft herrschend gewordene Turmhelmform Stenggs zum Vorbild genommen. Nach der Spenderliste fand 1842 auch eine „Vergoldung der Kirche“ statt, genauer, es wurden drei Altäre und die Kanzel vergoldet. Herr Kreuzer bekam 134 fl für „Malerey ohne Altarbild“. War er der Vergolder? 1884 wurden Gewölbe und Kapelle mit Fresken geschmückt. Den Entwurf besorgte Direktor Ortwein, die Ausführung Herr Schwonke.

Außer Weißenkirchers Hochaltarbild und dem St. Veit-Zyklus besitzt die Kirche keine nennenswerten Gemälde. Am rechten Seitenaltar ist ein sehr farbenfrohes, volkstümlich belebtes Bild der hl. Familie mit H. (einrich) Schwach signiert. Gegenüber hängt ein älteres Gemälde desselben Stoffes; es stammt wohl aus der Bauzeit der jetzigen Kirche und zierte den Seitenaltar. Es gab also bald nach 1662 Seitenaltäre der Hl. Familie und des Hl. Kreuzes.

Die Pfarrchronik, erst im vorigen Jahrhundert begonnen, beschränkt sich in den ersten Eintragungen auf wörtliche Zitate aus Hanns von der Sann. Zum Glück finden sich im Ordinariatsarchiv noch einige Aktenstücke, die das umrißhafte Bild unserer Kirche mit etlichen Einzelzügen bereichern. Da ist vor allem eine „Relatio oder Beschreibung der Pfarr“ aus dem Jahre 1702. Sie beginnt zwar die *G r ü n d u n g s g e s c h i c h t e* mit der pessimistischen Feststellung: „Von der Fundation ist wegen ölters sowoll auf seithen der Kirchen als Pfarrers nichts Kundbahr, auf wass weiss es erhebt und fundiert worden seye.“ Verrät aber dann in einem Atem, daß „solche Pfarr vor Vngefähr 400 Jahren nach Ausweissung eines gestiften Weingarthens von der Statt Pfarr Grätz auss tamquam filialis versehen worden“. Die Urkunde dieser Weingartstiftung ist mir leider nicht zu Gesicht gekommen, muß aber dem Schreiber 1702 noch vorgelegen haben. Ihr zufolge wäre also St. Veit schon 1302 als Filialkirche der Stadtpfarrkirche beglaubigt, das wäre immerhin dreivierteljahrhunderte vor dem Stiftbrief Rudolfs von Stadeck, die Bruderschaft „St. Viti zum Ewigen Licht“ ist der Relation zufolge „Uhralt“. Die Sacra Supellex, den Kirchen-Hausrat, findet der Referent, Pfarrer Max Anton Kreuzer, „etwass gering“ — fünf Kelche, davon zwei vergoldet, Monstranze und Ziborium, Opferkännchen, Rauchfaß und zwei Ampeln aus Silber. Auch ein „khleines St. Veith Bildtnuss von geschlagenen Silber“ war vorhanden. Seinen Vorgänger Abbt rühmt Kreuzer als „großen Wohltäter und zweiten Kirchengründer“. Er habe außer „Kirche, Thurn vndt Freydhoffmauer“ auch aus Eigenmitteln einen „schönen regulierten Pfarrhoff“ aufgeführt, „weillen er bey antretung der Pfarr khein guets Zimmer“ gefunden.

Der Synodialbericht des Pfarrers Jakob Payr vom Jahre 1745 weist vier konsekrierte Altäre auf; im Bericht des Folgejahres nennt Payr noch ein novum Altare, einen neuen Altar zu Ehren des Hl. Veit und der Martyrerjungfrau Barbara, der noch unkonsekriert sei. Diesen Barbaraaltar hat also Payr selbst 1745 errichtet. 1863 meldet Pfarrer Gödl dem Ordinariat, daß in seiner Kirche nur drei Altäre und ein Tabernakel vorhanden seien. Das Allerheiligste müsse in der Charwoche in der Sakristei verwahrt werden. Er bittet um Konsens zur Errichtung eines neuen Altars mit Tabernakel. Stadtpfarrer Riedl bestätigt den Sachverhalt und findet, die Kirche mache „bis nun den Eindruck einer gewissen Leere und Kälte, welche durch den Anblick eines vierten Altares wesentlich paralysiert werden würde.“ Derselbe solle „am westlichen Ende des Gotteshauses“ Aufstellung finden. Das Ordinariat gab noch im Oktober 1863 seine Zustimmung. Der neue Altar war also wohl identisch mit dem „alten Hochaltar“ Hanns' von der Sann im Turmgeschoß. An Quittungen sind leider nur zwei unwesentliche Stücke vorhanden: 1816 bestätigt Maurerpolier Johann Huber den Erhalt von 36 fl für eine Pfarrhofreparatur, 1819 bescheinigt Franz Sales Felzl den Empfang von 166 fl für den Umguß einer Glocke.

Von der alten Kirche haben wir auf dem Stiche Hollars vom Jahre 1635 noch ein kleines aber erwünschtes Bildchen. Wir bringen es auf der Titelseite des Abschnitts, Pfarrer Abbt benützte 1666 zur Annahmearkunde einer Jahresstiftung der Jungfrau Maria Perwaller noch ein altes wohl gotisches Siegel. Es zeigte laut Chronik die Umschrift *Sigillum Templi S. Viti in Aigen* und „den Kirchenpatron stehend, vorwärtsgekehrt als einen geharnischten Ritter, in der Rechten eine Fahne, in der Linken einen Schild mit einem Kreuze“. Abbts eigene Petschaft wies einen Lorbeerkranz um ein

viergeteiltes Schild. Im Felde 1 und 4 sah man St. Veit im Kessel, in 2 und 3 einen Ordensgeistlichen mit Stab und drei Ähren . . . Die Kunstschatze der gotischen Kirche sind samt und sonders verschollen. Vielleicht aber stammt aus ihr die schöne *Pieta*, die sich in der kleinen Filialkirche Ulrichsbrunn findet. Vielleicht hat das kostbare Stück Pfarrer Berghold, der Wiederhersteller Ulrichsbrunns von anderswoher beigebracht. Auch Schloß Gösting wird als Herkunftsort genannt. Jedenfalls besitzen wir in ihm das schönste gotische Vesperbild der Grazer Gotteshäuser. Doppelt gern also bringen wir es auf Tafel 63. Garzarolli führt die Marienklage mit „Österreichischem Typus“ an als Arbeit eines Brucker oder Murtaler Bildschnitzers aus dem Jahre 1515. Das stark wurmzerstochene Holz mußte, zumal an den Rändern der Plastik, längst durch Gewebevorstöße konserviert werden. Nase und Hand des hochheiligen Leichnams wurden bereits beschädigt. Doch hebt gerade die leicht lädierte Fassung den tiefen weihevollen Ernst der Gruppe, der in einem stimmungsvollen Winkel des Kirchleins erst recht zur Geltung kommt — und uns hier in dem bescheidenen Asyl wehmütig zum Bewußtsein bringt, wieviel unvergängliche Kunst der Gotik der ständige Fluß und Wechsel der Stile uns für immer entzogen hat. Der Faltenwurf unter den Knien der Plastik weist eine ins Einzelste gehende Ähnlichkeit auf mit der analogen Partie an der Madonna des Eggenberger Altars (Garzarolli, Tafel 83), die der genannte Autor um 1490 entstehen läßt.

Die Grabsteine der alten Kirche wurden wohl in die neue hineinverbaut. Jedenfalls findet sich heute nur noch ein einziger, als Gruftplatte vor dem Presbyterium. Auf ihm steht, genauer stand geschrieben: Hie ligt begraben Caspar Jager diser Kirchen Pfarrherr, dessen Seel in dem Frieden ruhet. Anno domini 1484. Ein Kaspar Jäger ward 1422 Benefiziat an der St. Ägydiuskirche und zwar am Dreifaltigkeitsaltar. Noch findet sich sein Bestellungsbrief, demzufolge ihm diese Stelle „in Abwesen(heit) des Pfarrers zu Grätz von der Statt daselbst verliehen worden und weilland Friedrich und Fraw Kathrein die Khleinin gestiftet haben“. Sind beide identisch? Dann müßte er nach seiner Be-
trauung noch 62 Jahre gelebt haben. Vielleicht wurde seinerzeit die Jahreszahl nicht richtig gelesen. Jetzt ist sie längst unkenntlich. In der Gruft unter dem Hochaltar ruhen viele Wohltäter der Kirche. Als erster wünschte dort begraben zu werden Matthias Ernst Sartory von Ehrenpichl, S. M. Hofkammer-Expeditior. Er starb 1687, damals war laut Grab-
schrift die „Grufften neü erbaut“. Außer ihm sind noch — Ritter von Formentini bringt in seiner Handschrift ihre Grabschriften — 36 namentlich bezeichnete Kirchenpröpste, Bruderschaftsvorsteher und sonstige verdiente Laien hier bestattet, der letzte 1782. In einer kleineren Gruft, unter dem Nordflügel des Querschiffes, ruht Pfarrer Johann B. Abbt, der Erbauer der Kirche. Am Friedhofe fand seine letzte Ruhestätte der Komponist Anselm Hüttenbrenner, der einzige Zeuge des Todes Beethovens. Als seine Oper „Leonore“ in Graz erstaufgeführt wurde, schrieb die „Wiener Zeitung“, ein Geistesfunke des Altmeisters sei auch in Hüttenbrenners Seele übergegangen.